

STEPHANIE LAURENS
In den Armen des Eroberers

Buch

Blitze zucken, Donner grollt, die Hufe eines mächtigen schwarzen Hengstes verfehlen sie nur um Haaresbreite – was allein der meisterhaften Beherrschung des pechschwarz gekleideten Reiters zuzuschreiben ist. Die achtzehnjährige Honoria Wetherby ist überzeugt, vom Satan persönlich gerettet worden zu sein. Dabei wollte sie doch gerade selbst einem jungen, verletzten Mann helfen, den sie am Wegesrand entdeckt hatte. Ohne jegliche Debatten übernimmt der unheimliche Mann mit den merkwürdig grün schimmernden Augen das Kommando – und bringt Honorias ehrenvolles Leben gewaltig durcheinander. Ihren derzeitigen Beruf der Gouvernante betrachtet sie zwar selbst nur als Zwischenlösung, bis sie als Abenteuerin die Welt erobern wird, doch nun kommt das Abenteuer früher, als ihr lieb ist. Dummerweise kompromittiert dieser umwerfende Fremde sie nämlich, indem er sie in die trockene Wärme eines einsamen Häuschens mitnimmt – schlimm genug. Doch was nun folgt, läßt Honoria aus allen Wolken fallen: Nicht nur, daß dieser sinnliche Kerl niemand anderer ist als der berühmte Frauenheld Devil Cynster – er will sie zudem auch noch zu seiner Frau machen! Honoria kann sich nicht entscheiden zwischen ihrem Freiheitsdrang und dem verlockenden Angebot ...

Autorin

Stephanie Laurens begann zu schreiben, um etwas Farbe in ihren trockenen wissenschaftlichen Alltag zu bringen. Ihre Romane wurden bald so beliebt, daß sie aus ihrem Hobby den Beruf machte. Heute gehört sie weltweit zu den meistgelesenen und populärsten Autorinnen historischer Liebesromane. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Töchtern in einem Vorort von Melbourne/Australien.

STEPHANIE
LAURENS

In den Armen
des Eroberers

Roman

Aus dem Englischen
von Elisabeth Hartmann

BLANVALET

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
»Devils's Bride« bei Avon Books, New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Taschenbuchausgabe Juni 2003
Copyright © der Originalausgabe 1998 by
Savdek Management Proprietary Ltd.
Published by Arrangement with Savdek Management Ltd.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003 by
Wilhelm Goldmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Übersetzung 2000 by
Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf., München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit der Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlagillustration: Agentur Schlück/Bernie
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 35838
LW · Herstellung: Heidrun Nawrot
Made in Germany
ISBN 3-442-35838-8
www.blanvalet-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Somersham, Cambridgeshire
August 1818

Die Herzogin ist so sehr ... sehr ... nun ja, sie ist einfach bezaubernd. So ...« Mr. Postlethwaite, der Pfarrer von Somersham, vollführte mit engelsgleichem Lächeln eine vage Handbewegung. »So *kontinental*, wenn Ihr versteht, was ich meine.«

Honorina Wetherby stand am Zaun des Pfarrhauses, wartete darauf, daß ihr Wagen gebracht wurde, und wünschte sich nichts sehnlicher als eben das: zu wissen, was er meinte. Wenn sie eine neue Stelle antrat, bestand eine ihrer ersten Amtshandlungen gewöhnlich darin, dem Pfarrer des Ortes Informationen zu entlocken. Während sie in diesem Fall viel dringender Informationen benötigte als sonst, erwiesen sich Mr. Postlethwaites Bemerkungen leider als äußerst vage und nicht sehr hilfreich. Sie nickte ihm ermutigend zu – und griff den einen Punkt auf, der möglicherweise eine tiefere Bedeutung haben könnte. »Ist die Herzogin im Ausland geboren?«

»Die Herzogin-*Witwe*.« Mr. Postlethwaite strahlte. »So läßt sie sich inzwischen gern nennen. Aber im Ausland geboren?« Er neigte den Kopf ein wenig zur Seite und dachte scharf nach. »So könnte man es wahrscheinlich nennen – sie ist in Frankreich geboren und aufgewachsen. Aber mittlerweile ist sie schon so lange bei uns, daß sie ein Teil der Landschaft geworden ist. Im Grunde« – seine Augen leuchteten

auf – »ist sie so etwas wie ein Lichtblick an unserem begrenzten Horizont.«

Soviel hatte Honoria nun schon in Erfahrung gebracht. Das war einer der Gründe, warum sie mehr wissen mußte. »Gehört die Witwe Eurer Gemeinde an? Ich habe nirgends ein herzogliches Wappen gesehen.« Sie warf einen Blick auf die hübsche steinerne Kirche hinter dem Pfarrhaus und entsann sich mehrerer Gedenksteine zu Ehren Verstorbener aus verschiedenen Herrschaftshäusern, einschließlich einiger Nachkommen der Claypoles, der Familie, in deren Haushalt sie am Sonnabend zuvor aufgenommen worden war.

»Gelegentlich nimmt sie am Gottesdienst teil«, erwiderte Mr. Postlethwaite. »Doch auf ihrem Besitz verfügen sie über eine eigene Kirche, eine besonders schöne sogar. Mr. Merryweather ist dort Kaplan. Die Herzogin ist sehr beständig in ihrem Glauben.« Traurig schüttelte er den Kopf. »Ich fürchte, das trifft jedoch nicht auf den Rest der Familie zu.«

Honoria wehrte sich gegen den Drang, mit den Zähnen zu knirschen. Von welcher Familie redete er? Seit drei Tagen schon wollte sie das herausfinden. Angesichts der Tatsache, daß ihre neue Arbeitgeberin, Lady Claypole, anscheinend überzeugt davon war, ihre Tochter Melissa, die sich zur Zeit unter Honorias Fittichen befand, wäre zur nächsten Herzogin ausersehen, erschien es ihr immens wichtig, über den Herzog und seine Familie soviel wie eben möglich in Erfahrung zu bringen. Schon der Familienname wäre eine große Hilfe.

Sie hatte sich aus freien Stücken nur selten unter den *haut ton* gemischt, doch dank der ausführlichen Briefe ihres Bruders Michael war sie bestens informiert über den jeweiligen Stand der Dinge in den Familien, die zu diesem illustren Kreis gehörten – der Kreis, in den sie hineingeboren war. Wenn sie nur den Namen herausbekam oder wenigstens den Titel, wußte sie schon bedeutend mehr.

Doch obwohl Lady Claypole am Sonntag eine geschlagene Stunde darauf verwendet hatte, in allen Einzelheiten zu erklären, warum Melissa zur nächsten Herzogin bestimmt war, hatte sie nicht ein einziges Mal den Titel des glücklichen Herzogs genannt. In der Annahme, es dürfte nicht schwer sein, ihn in Erfahrung zu bringen, hatte Honoria ihre Ladyschaft dann auch nicht ausdrücklich danach gefragt. Sie hatte die Frau ja gerade erst kennengelernt, deshalb erschien es ihr nicht sehr angebracht, ihre Unwissenheit zur Schau zu stellen. Nach der ersten Einschätzung Melissas und ihrer jüngeren Schwester Annabel schloß sie es aus, sie zu befragen; wenn sie ihnen gegenüber ihre Unwissenheit kundtat, würde sie sich nichts als Unannehmlichkeiten einhandeln. Aus demselben Grund hatte sie sich auch nicht an die Dienerschaft der Claypoles gewandt. In der Überzeugung, alles, was sie wissen wollte, während ihres Antrittsbesuchs beim Damenkränzchen des Ortes zu erfahren, hatte sie ihren freien Nachmittag genutzt, um eben diesen abzustatten.

Dabei hatte sie jedoch vergessen, daß der Herzog und die Herzogin-Witwe in der unmittelbaren Umgebung wohl immer nur mit diesen Titeln genannt wurden. Die Nachbarn wußten schließlich alle, wer gemeint wäre – nur sie immer noch nicht. Leider wäre eine schlichte Anfrage angesichts des unverhohlenen Spotts, mit dem die anderen Damen Lady Claypoles Aspirationen auf den herzoglichen Schwiegersohn abtaten, einfach zu peinlich gewesen. Heldenhaft hatte Honoria eine langwierige Konferenz zum Thema Spendensammlung für die Reparatur des uralten Kirchendachs über sich ergehen lassen und sich dann auch noch in der Kirche umgeschaut, um jedes Namensschild, das sie entdeckte, zu lesen. Alles vergebens.

Sie holte tief Luft und schickte sich an, ihre Unwissenheit einzugestehen. »Welchen ...«

»Da bist du ja, Ralph!« Mrs. Postlethwaite watschelte geschäftig den Weg entlang. »Entschuldigt, daß ich Euch unterbreche, meine Liebe.« Sie lächelte Honoria an, bevor sie sich ihrem Gatten zuwandte. »Da ist ein Junge, er kommt von der alten Mrs. Mickleham – sie verlangt dringend nach dir.«

»Bitte schön, Miss.«

Honoria fuhr herum – und sah den Gärtner des Pfarrers, den übellaunigen Grauen am Zügel führend, den der Stallknecht von Claypole Hall vor ihren Wagen gespannt hatte. Honoria machte den Mund wieder zu, nickte Mrs. Postlethwaite freundlich zu und trat durch das Tor, das der Pfarrer ihr weit geöffnet hatte. Mit einem verkrampften Lächeln ergriff sie die Zügel und ließ sich vom Gärtner auf den Sitz helfen.

Mr. Postlethwaite strahlte. »Ich rechne am Sonntag mit Euch, Miss Wetherby.«

Honoria nickte majestätisch. »Es gibt nichts, was mich am Kommen hindern könnte, Mr. Postlethwaite.« *Und*, dachte sie und gab dem Grauen die Zügel, *wenn ich bis dahin noch immer nicht weiß, wer dieser verdammte Herzog ist, lass' ich dich erst wieder gehen, wenn du es mir verraten hast!*

Mit finsternen Gedanken fuhr sie durch das Dorf; erst als sie die letzten Häuser hinter sich gelassen hatte, merkte sie, daß etwas in der Luft lag. Sie hob den Blick und sah von Westen her Gewitterwolken herantreiben.

Beklemmung überkam sie und machte ihr das Atmen schwer. Rasch blickte sie wieder nach vorn und konzentrierte sich auf die vor ihr liegende Kreuzung. Die Straße nach Chatteris führte geradeaus, bog sich dann in nördliche Richtung, mitten in das Unwetter hinein, und der lange Weg nach Claypole Hall zweigte in drei Meilen Entfernung ab.

Ein Windstoß zerzte an ihr und piff höhnisch. Honoria zuckte zusammen, der Graue wurde nervös. Sie zügelte das Pferd und schalt sich wegen ihres langen Ausbleibens. Der

Name eines Herzogs war kaum von so welterschütternder Bedeutung, wohl aber das nahende Unwetter.

Ihr Blick fiel auf den schmalen Weg, der bei dem Wegweiser von der Straße abzweigte. Er schlängelte sich zwischen Stoppelfeldern hindurch und führte dann in einen dichten Wald auf einer kleinen Erhebung. Man hatte ihr gesagt, dieser Weg wäre eine Abkürzung und würde nur wenige Meter vor den Toren des Claypoleschen Besitzes wieder zur Claypole-Straße stoßen. Diese Abkürzung war wahrscheinlich ihre einzige Chance, vor dem Unwetter im Herrenhaus anzukommen.

Mit einem Blick auf die brodelnden Wolkenmassen, die sich zu ihrer Rechten wie zu einer himmlischen Flutwelle auftürmten, traf sie ihre Entscheidung. Honoria straffte die Schultern, ließ die Zügel schnalzen und dirigierte den Grauen nach links. Das Tier griff munter aus und trug sie an goldenen Feldern vorbei, die immer dunkler wurden, je dichter sich die Wolken zusammenballten.

Ein dumpfer Knall zerriß die lastende Stille. Honoria blickte nach vorn zwischen die Bäume, denen sie sich rasch näherte. Wilderer? Würden die sich bei solch einem Wetter herumtreiben, wenn das Wild sich verkroch und Schutz vor dem Gewitter suchte? Sie rätselte immer noch an der Ursache des merkwürdigen Knalls, als der Wald sich vor ihr auftat. Der Graue trottete weiter, und sie verschwanden zwischen den Bäumen. Entschlossen, nicht an das Unwetter und die Angst, die es in ihr hervorrief, zu denken, wandte sich Honoria Gedanken über ihre derzeitigen Arbeitgeber zu und ihren nagenden Zweifeln daran, daß sie würdige Empfänger ihrer Künste wären. Du kannst sie dir nicht aussuchen, würde jede andere Gouvernante in diesem Fall sagen. Sie aber war zum Glück nicht wie jede andere. Sie war vermögend genug, um nicht arbeiten zu müssen; auf eigenen Wunsch führte sie ein ange-

nehm geschäftiges Leben, das es ihr gestattete, ihre Talente zu nutzen. Was bedeutete, daß sie ihre Arbeitgeber sehr wohl aussuchen konnte und es gewöhnlich auch mit erstaunlicher Treffsicherheit tat. Diesmal allerdings hatte das Schicksal entschieden und sie zu den Claypoles geschickt. Die Claypoles hatten keinen guten Eindruck auf sie gemacht.

Der Wind begann zu kreischen wie ein Gespenst und dann zu schluchzen und zu seufzen. Zweige peitschten, Äste rieben sich aneinander und ächzten.

Honorio zog die Schultern zusammen. Und konzentrierte sich wieder auf die Claypoles – auf Melissa, deren älteste Tochter, die zukünftige Herzogin. Honorio verzog das Gesicht. Melissa war zierlich und irgendwie zurückgeblieben, blaß, um nicht zu sagen farblos. Was ihr Temperament betraf, hatte sie sich die Maxime ›Kinder hört man nicht, man sieht sie nur‹ zu Herzen genommen – sie brachte kaum ein vernünftiges Wort über die Lippen. Ihr einziger Vorzug bestand, soweit Honorio es bisher beurteilen konnte, in ihrer von Natur aus eleganten Haltung – alles andere würde Honorio noch harte Arbeit abverlangen, wenn Melissa den Ansprüchen eines Herzogs genügen sollte.

Ihr Ärger lenkte sie zum Glück ab von dem, was sie nun durch das dichte Blätterdach nicht sehen konnte. Honorio schob die nagende Frage nach der Identität des Herzogs beiseite und beschäftigte sich statt dessen lieber mit den Eigenschaften, die Lady Claypole ihm zuschrieb.

Er war sehr besonnen, ein ausgezeichnete Verwalter seines Landbesitzes, reif, aber nicht alt und den Worten ihrer Ladychaft zufolge bereit, seßhaft zu werden und seine Kinderzimmer zu bevölkern. Dieser Ausbund an Tugend wies keinerlei Makel auf. Ihre Ladychaft hatte das Bild eines nüchternen, ernsthaften, zurückhaltenden Individuums gezeichnet, das Neigungen zum Einsiedlertum zeigte. Letztere Beschreibung

hatte Honoria selbst hinzugefügt; sie konnte sich lediglich einen einsiedlerischen Herzog vorstellen, der, wie Lady Claypole behauptete, bereit sein würde, um Melissas Hand anzuhalten.

Der Graue zerrte am Halfter. Honoria hielt die Zügel straff. Sie waren an den Einmündungen zweier Reitwege vorbeigekommen, die sich beide in so dichten Wald hineinschlängelten, daß sie schon nach wenigen Metern nicht mehr zu erkennen waren. Die Straße vor ihr beschrieb einen scharfen Bogen nach links. Der Graue warf den Kopf auf und trottete weiter.

Honoria bemerkte, daß die steile Wegstrecke zu Ende war. Da er nicht mehr so schwer zu ziehen hatte, beschleunigte der Graue unverhofft seinen Schritt, und die Zügel glitten Honoria aus der Hand. Fluchend hielt sie sie fester, lehnte sich zurück und versuchte, das Tier zu bremsen.

Der Graue scheute. Honoria schrie auf und riß heftig am Zaumzeug, ausnahmsweise ohne an das empfindliche Maul des Tieres zu denken. Mit wild klopfendem Herzen zwang sie den Grauen zum Anhalten. Und mit zitternden Flanken stand das Pferd plötzlich stocksteif. Honoria legte die Stirn in Falten. Bisher hatte sie noch kein Donnern grollen gehört. Sie ließ den Blick über die Straße schweifen und sah plötzlich eine Gestalt an der Böschung liegen.

Die Zeit stand still – selbst der Wind hielt inne.

Honoria riß die Augen auf. »Lieber Gott!«

Auf ihr Flüstern hin seufzte das Laubwerk; der metallische Geruch von Blut trieb die Straße entlang. Der Graue tänzelte seitwärts; Honoria beruhigte ihn und schluckte den Kloß in ihrem Hals hinunter. Sie mußte sich nicht sonderlich anstrengen, um die dunkle, glitzernde Lache zu identifizieren, die sich neben der Gestalt ausbreitete. Der Mann war erst vor ganz kurzer Zeit niedergeschossen worden – vielleicht lebte er noch.

Honorias ließ sich vom Kutschbock gleiten. Der Graue stand ganz still mit hängendem Kopf. Honorias schlang die Zügel in einen Strauch an der Böschung und zog den Knoten straff. Sie streifte ihre Handschuhe ab und schob sie in die Tasche. Dann wandte sie sich um, holte tief Luft und ging die Straße entlang.

Der Mann lebte noch, soviel wußte sie gleich, als sie sich neben ihn ins Gras kniete. Sein Atem ging schwer und rasselnd. Er lag zusammengekrümmt auf der Seite, sie packte ihn bei der rechten Schulter und drehte ihn auf den Rücken. Daraufhin atmete er etwas leichter, doch Honorias bemerkte es kaum, denn sie starrte entsetzt auf das zackige Loch auf der linken Vorderseite seiner Jacke. Mit jedem Atemzug des Mannes quoll mehr Blut aus der Wunde.

Sie mußte die Blutung stillen. Honorias blickte an sich herab; sie hielt bereits ihr Taschentuch in der Hand, das allerdings für diese Verletzung nicht ausreichen würde. Hastig löste sie den Seidenschal, den sie zu ihrem braunen Kleid trug, und faltete ihn zu einer Kompresse. Sie öffnete die blutgetränkte Jacke, rührte das ruinierte Hemd des Mannes nicht an und preßte den behelfsmäßigen Verband auf das klaffende Einschußloch. Erst jetzt blickte sie dem Mann ins Gesicht.

Er war jung – entschieden zu jung zum Sterben. Sein Gesicht war bleich, die Züge waren regelmäßig, schön und zeigten noch Spuren von kindlicher Weichheit. Dichtes braunes Haar hing zerzaust in die breite Stirn, braune Augenbrauen bogen sich über den geschlossenen Augen.

Klebrige Feuchte berührte Honorias Finger; ihr Taschentuch und der Schal konnten den Fluß des Bluts nicht aufhalten. Ihr Blick fiel auf das Halstuch des jungen Mannes. Sie löste die Nadel, die die leinenen Falten zusammenhielt, faltete das Tuch, legte es auf die Wunde und drückte es behutsam fest.

Sie beugte sich noch immer über den Patienten, als der erste Donnerschlag dröhnte.

Ein tiefes, hallendes Grollen zerriß die Luft. Der Graue wieherte wild und schoß mit klappernden Hufen die Straße entlang. Mit wild klopfendem Herzen sah Honoria hilflos zu, wie ihr Gig an ihr vorbeiholperte und den Strauch, an den sie die Zügel gebunden hatte, hinter sich her schleifte.

Dann zuckte knisternd ein Blitz. Das Blätterdach verbarg ihn, und doch tauchte er die Straße in grelles Weiß. Honoria preßte die Augen fest zu und verdrängte mit geballter Willenskraft die dräuenden Erinnerungen.

Ein leises Stöhnen drang an ihr Ohr. Sie schlug die Augen auf und blickte auf ihren Patienten herab, doch dieser war noch immer bewußtlos.

»Wunderbar.« Sie schaute um sich; es war unmöglich, der Wahrheit nicht ins Auge zu blicken. Sie befanden sich allein im Wald, unter Bäumen, meilenweit entfernt von jeglichem Unterschlupf, ohne Beförderungsmittel, in einer Gegend, die sie erst seit vier Tagen kannte, inmitten eines Unwetters, das die Blätter von den Bäumen riß – und vor ihr lag ein schwererverwundeter Mann. Wie um alles in der Welt sollte sie ihm helfen?

In ihrem Kopf herrschte trostlose Leere. Mitten hinein drang plötzlich Hufgetrappel. Zuerst glaubte Honoria zu träumen, doch das Geräusch wurde immer lauter, kam näher. Ganz benommen vor Erleichterung stand sie auf. Sie stand gebeugt auf der Straße, drückte die Fingerspitzen auf die Kompresse und lauschte dem näher kommenden Hufschlag. Im letzten Augenblick richtete sie sich auf, drehte sich um und sprang tollkühn mitten in den Weg.

Die Erde bebte, Donner hüllte Honoria ein. Sie hob den Blick und sah dem Tod ins Auge.

Ein mächtiger schwarzer Hengst wieherte und stieg direkt vor ihr; seine eisenbeschlagenen Hufe verfehlten nur um Haa-

resbreite ihren Kopf. Auf dem Rücken des Tiers saß der dazu passende Mann, dessen schwarzbetuchte Schultern das Dämmerlicht blockierten. Seine dunkle Mähne flatterte, seine Züge waren streng – satanisch.

Die Hufe des Hengstes donnerten knapp neben Honoria auf den Boden. Wutschnaubend, mit rollenden Augen zerrte das Tier an den Zügeln. Es versuchte, seinen großen Kopf in ihre Richtung aufzuwerfen, und als ihm das verweigert wurde, wollte es erneut steigen.

Muskeln wölbten sich an den Armen des Reiters und den langen Schenkeln, die die Flanken des Hengstes preßten. Eine ewig dauernde Minute währte der Kampf zwischen Reiter und Pferd. Dann wurde es still; der Hengst ergab sich mit einem langen, schauernden Pferdeseufzer.

Das Herz klopfte ihr im Halse, als Honoria den Blick zu dem Reiter hob – und in seine Augen sah. Trotz des spärlichen Lichts war sie sich der Farbe ganz sicher. In ihrem hellen, leuchtenden Grün wirkten diese Augen alt, alles sehend. Groß und tief liegend unter kräftig geschwungenen dunklen Brauen, bildeten sie das hervorstechendste Merkmal in einem ausgeprägt männlichen Gesicht. Der Blick war durchdringend, hypnotisch – nicht von dieser Welt. In diesem Moment war Honoria überzeugt davon, daß der Teufel selbst gekommen war, um sich einer armen Seele zu bemächtigen. Und ihrer ebenfalls.

Dann färbte sich die Luft um sie herum blau.

»Was in drei Teufels Namen treibt Ihr hier, Weib?«

Die Frage, als Abschluß einer entschieden einfallsreichen Kette von Flüchen mit so viel Wut hervorgestoßen, daß selbst der Sturm innehielt, brachte Honoria wieder zu Verstand. Sie blickte die gebieterische Gestalt auf dem unruhigen Hengst an, trat mit herablassender Würde einen Schritt zurück und deutete auf die Gestalt an der Böschung. »Ich habe ihn vor wenigen Minuten gefunden – er ist niedergeschossen worden, und ich kann die Blutung nicht stillen.«

Der Reiter wandte sich der reglosen Gestalt zu. Zufrieden drehte Honoria sich um und ging zurück zu dem Verwundeten, bemerkte dann aber, daß der Reiter sich nicht von der Stelle rührte. Sie sah ihn über die Schulter hinweg an und bemerkte, wie die Brust unter der dunklen Jacke sich dehnte und dehnte, als der Mann einen unfafßbar tiefen Atemzug tat.

Sein Blick fuhr zu ihr herum. »Drückt die Kompresse an, ganz fest.«

Ohne zu warten, ob sie gehorchte, sprang er in einer so kraftvoll geschmeidigen Bewegung vom Pferd, daß Honoria erneut schwindlig wurde. Eilig wandte sie sich ihrem Patienten zu. »Genau das mache ich doch die ganze Zeit«, sagte sie leise, ließ sich auf die Knie sinken und drückte mit beiden Händen auf die Kompresse.

Der Reiter band sein Pferd an einen Baum und blickte in Honorias Richtung. »Lehnt Euch mit Eurem ganzen Gewicht auf ihn.«

Honoria furchte die Stirn, rückte aber doch näher an den Verletzten heran und befolgte den Rat des Mannes. Der Ton seiner tiefen Stimme verriet, daß er an Gehorsam gewöhnt war. Angesichts der Tatsache, daß sie seine Hilfe bei der Versorgung

des Verwundeten benötigte, entschied sie, daß jetzt nicht der rechte Zeitpunkt für Widerspruch wäre. Sie hörte ihn näher kommen, feste Schritte auf hartem Boden. Die Schritte verlangsamten sich, wurden zögernd, hörten dann ganz auf. Schon wollte Honoria sich umschauen, als der Mann weiterging.

»Laßt mich die Wunde sehen.«

Hörte sie tatsächlich ein leichtes Beben in seiner Stimme, einer Stimme, so tief, daß sie sie nahezu körperlich spürte? Honoria warf ihrem Retter einen raschen Blick zu. Seine Miene war ausdruckslos, verriet kein Gefühl – nein, das Beben hatte sie sich nur eingebildet.

Sie hob die durchfeuchtete Kompresse an, beugte sich dichter über den Verletzten und rückte ein wenig zur Seite, damit etwas mehr Licht auf die Wunde fallen konnte. Der Mann knurrte etwas, nickte dann und verlagerte sein Gewicht auf die Fersen, während sie die Kompresse wieder auflegte.

Honoria blickte auf und sah sein Stirnrunzeln. Dann hob er die schweren Lider, und ihre Blicke begegneten sich. Wieder stutzte sie angesichts seiner merkwürdigen Augen, die den Eindruck von Allwissenheit vermittelten.

Donner grollte und hallte noch nach, als ein Blitz aufzuckte.

Honoria fuhr zusammen und hatte Mühe, regelmäßig zu atmen. Sie wandte sich wieder ihrem Retter zu, er hatte den Blick nicht von ihr gewandt. Regentropfen prasselten auf das Laub und platzten im Straßenstaub. Der Mann hob den Blick. »Wir müssen ihn – und uns selbst – ins Trockene schaffen. Das Gewitter ist schon fast über uns.«

Er stand auf und streckte geschmeidig seine langen Beine. Honoria, immer noch knieend, war gezwungen, an ihm hinaufzublicken, über hohe Stulpenstiefel und lange, muskulöse Schenkel, vorbei an schlanken Hüften und einer schmalen

Taille, über die breite Ausdehnung seines Brustkorbs bis in sein Gesicht. Er war groß, breit, schlank, langgliedrig und muskelbepackt – eine ausgesprochen kraftvolle Erscheinung.

Plötzlich wurde ihr Gaumen trocken, Zorn kochte hoch. »Und wohin, wenn ich fragen darf? Im Umkreis von Meilen gibt es keine Behausung.« Ihr Retter senkte den Blick aufreizend auf ihr Gesicht. Honorias Zuversicht schwand. »Oder?«

Er richtete den Blick auf den Wald. »Hier in der Nähe liegt das Häuschen eines Waldarbeiters. Ein Stück die Straße hinunter zweigt ein Weg dorthin ab.«

Also stammte er aus dieser Gegend, und Honoria atmete erleichtert auf. »Wie sollen wir ihn transportieren?«

»Ich trage ihn.« Zwar fügte er kein »natürlich« hinzu, aber sie hörte es dennoch. Dann verzog er das Gesicht. »Aber wir sollten die Wunde besser verbinden, bevor wir ihn bewegen.«

Er streifte seine Jacke ab, warf sie über einen Ast am Straßenrand und begann, sich das Hemd über den Kopf zu ziehen. Ruckartig senkte Honoria den Blick auf den Verwundeten. Sekunden später baumelte ein feines Leinenhemd vor ihrer Nase, gehalten von langen, gebräunten Fingern.

»Legt das Hemd zusammen und bindet es mit den Ärmeln um ihn herum.«

Honoria betrachtete das Hemd voller Skepsis. Sie nahm es entgegen und sah dem Mann ins Gesicht, sorgsam darauf bedacht, seine breite gebräunte Brust mit dem krausen schwarzen Haar darauf nicht zu beachten. »Wenn Ihr mich hier ablösen und die Wunde versorgen wollt, kann ich meinen Unterrock beisteuern. Wir brauchen mehr Verbandsmaterial für dieses Loch.«

Seine schwarzen Augenbrauen fuhren in die Höhe, doch er nickte, hockte sich hin und legte die Hand auf die Kompresse. Honoria zog ihre Hand unter seiner hervor und stand auf.

Hastig und bemüht, nicht nachzudenken über das, was sie

tat, ging sie hinüber auf die andere Straßenseite. Den Bäumen zugewandt, hob sie ihren Rock und löste das Band, das ihren Unterrock hielt.

»Vermutlich tragt Ihr keine Unterhosen?«

Honorias verbiß sich einen empörenden Aufschrei und warf einen Blick über die Schulter, aber ihr teuflischer Retter kehrte ihr immer noch den Rücken zu. Als sie nicht sogleich antwortete, fuhr er fort: »Sonst hätten wir noch ein bißchen mehr Fülle für die Kompresse.«

Honorias Unterrock glitt an ihren bloßen Beinen hinab. »Damit kann ich leider nicht dienen«, erwiderte sie gepreßt. Sie nahm das Kleidungsstück, hob es auf und stapfte zurück über die Straße.

Er hob die Schultern. »Ja, nun ... ich kann auch nicht gerade behaupten, sie besonders zu mögen.«

Die Vorstellung, die seine Worte heraufbeschworen, war lächerlich. Verspätet begriff Honorias. Der Blick, mit dem sie ihn bedachte, als sie sich neben ihm auf die Knie niederließ, hätte ihn einschrumpfen lassen müssen, doch er war vergeudet – der Mann hatte den Blick auf das Gesicht des Verwundeten geheftet. Voll innerer Entrüstung verbuchte Honorias die zotige Bemerkung als schlechtes Benehmen.

Sie legte ihren Unterrock zusammen, verstärkte diese Binde mit seinem Hemd, und als er seine Hand von der Wunde hob, deckte sie die dicke Kompresse über die unzulängliche frühere.

»Laßt die Ärmel hängen. Ich hebe ihn hoch, dann könnt Ihr sie festbinden.«

Honorias fragte sich, wie er diesen großen, schweren, bewußtlosen Mann wohl tragen wollte. Erstaunlich gut, war die Antwort; er hob den Körper an und richtete sich gleichzeitig auf. Sie sprang auf die Füße. Er hielt den jungen Mann an seiner Brust; einen Ärmel in der Hand, duckte sie sich und taste-

te nach dem anderen. Ihre Fingerspitzen erspürten warme Haut; wie zur Antwort zuckten Muskeln. Sie gab vor, nichts zu bemerken. Schließlich fand sie den zweiten Ärmel, zog ihn fest und schlang die Enden zu einem flachen Knoten.

Ihr Retter stieß den Atem durch die Zähne aus. Einen Augenblick lang glitzerten seine merkwürdigen Augen. »Gehen wir. Ihr werdet Sulieman führen müssen.« Mit einer Kopfbewegung deutete er auf das schwarze Ungeheuer, das am Straßenrand Gras rupfte.

Honorias musterte den Hengst. »Sulieman war ein verräterischer Türke.«

»So.«

Ihr Blick fuhr wieder zu dem Mann herum. »Es ist Euer Ernst, wie?«

»Wir können ihn nicht hier zurücklassen. Falls er wegen des Gewitters in Panik gerät und sich losreißt, könnte er Schaden anrichten. Oder jemanden verletzen.«

Voller Skepsis nahm Honorias seine Jacke von dem Ast. Sie maß den Hengst mit Blicken. »Seid Ihr sicher, daß er mich nicht beißt?« Als sie keine Antwort erhielt, drehte sie sich zu dem Mann um und sah ihn entsetzt an. »Ihr erwartet von mir, daß ich ...?«

»Nehmt einfach die Zügel – er wird sich schon benehmen.«

Sein Tonfall verriet so viel männliche Ungeduld und Geiztheit, daß sie tatsächlich, wenn auch durchaus nicht freudig, die Straße überquerte. Sie bedachte den Hengst mit einem bösen Blick, er sah ihr fest in die Augen. Entschlossen, sich nicht von einem Pferd einschüchtern zu lassen, stopfte Honorias die Jacke unter den Sattel, band die Zügel los und schickte sich an, die Straße entlangzugehen. Ruckartig blieb sie stehen, denn der Hengst rührte sich nicht von der Stelle.

»Sulieman – komm schon.«

Auf den Befehl hin setzte sich das mächtige Roß in Bewe-

gung. Honoria eilte voraus und versuchte, außerhalb der Reichweite der monströsen Zähne zu bleiben. Ihr Retter drehte sich, nachdem er mit einem Blick die Situation erfaßt hatte, um und stapfte los.

Sie befanden sich tief im dichtesten Wald; über ihnen wölbte sich ein in sich verschlungenes Blätterdach. Der böige Wind fuhr durch das Laub und schüttete Regen über ihnen aus.

Honoria beobachtete, wie ihr Retter seine unhandliche Last um eine enge Wegbiegung manövrierte. Als er sich straffte, verschoben sich seine kräftigen Rückenmuskeln unter der glatten Haut. Ein Regentropfen landete zitternd auf einer braunen Schulter und rann dann langsam seinen Rücken hinunter. Honoria verfolgte seinen Weg; als der Tropfen im Hosenbund verschwand, mußte sie schlucken.

Warum der Anblick sie so beeindruckte, hätte sie nicht sagen können – der nackte Oberkörper eines Mannes, ein Anblick, den sie schon seit Kindertagen auf den Feldern und in der Schmiede gewohnt war, hatte ihr bisher nie den Atem geraubt. Allerdings konnte sie sich nicht erinnern, jemals ein so prachtvolles Exemplar wie ihren Retter gesehen zu haben.

Er warf einen Blick zurück. »Wie kommt's, daß Ihr allein auf der Straße wart?« Er hielt inne, verlagerte das Gewicht des jungen Mannes in seinen Armen und ging weiter.

»Ich war eigentlich nicht ganz allein«, erklärte Honoria seinem Rücken. »Ich war auf dem Rückweg aus dem Dorf, in meinem Wagen. Als ich sah, daß ein Gewitter aufzog, wollte ich eine Abkürzung nehmen.«

»Und Euer Wagen?«

»Als ich die Gestalt am Wegesrand bemerkte, wollte ich nachsehen. Beim ersten Donnerschlag ist dann das Pferd durchgegangen.«

»Ah.«

Honoria kniff die Augen zusammen. Seinen himmelwärts

gerichteten Blick hatte sie nicht gesehen, wohl aber geahnt. »Es lag nicht daran, daß mein Knoten sich gelöst hätte. Nein, der Zweig riß ab, an den ich die Zügel gebunden hatte.«

Er sah zu ihr hinüber; sein Gesicht blieb dabei ausdruckslos, doch seine Lippen bildeten nicht mehr eine so strenge Linie. »Ich verstehe.«

Die nichtssagendsten Worte, die sie je vernommen hatte. Honoria blickte böse auf seinen Rücken, der sie wütend machte, während er weiterstapfte. In ihren Stiefeletten aus weichem Leder, die nicht für Fußmärsche geschaffen waren, rutschte sie und glitt immer wieder aus, als sie versuchte, mit ihm Schritt zu halten. Leider konnte sie ihm angesichts des immer schlimmer werdenden Unwetters keinen Vorwurf aus seiner Eile machen. Seit dem Auftauchen ihres Retters war sie sich einer gewissen Gereiztheit bewußt, einer Verletztheit ihrer Empfindungen. Er war barsch, entschieden zu arrogant – auf schwer beschreibliche Weise einfach unmöglich. Und doch tat er, was getan werden mußte, rasch und sicher. Sie hätte dankbar sein müssen.

Während sie vorsichtig ein Gewirr von freiliegenden Baumwurzeln überwand, kam sie zu dem Schluß, daß die Selbstverständlichkeit, mit der er das Kommando übernahm, sie am meisten ärgerte – nie zuvor war sie einem derart autoritären Menschen begegnet, der sich aufführte, als wäre es sein naturgegebenes Recht zu führen, zu befehlen *und* Gehorsam zu erfahren. Natürlich konnte ein solches Benehmen ihr angesichts ihrer Stellung, der man Gehorsam zollte, nicht behagen.

Als sie sich erneut dabei ertappte, daß sie fasziniert das Spiel seiner Rückenmuskeln beobachtete, rief Honoria sich streng zur Ordnung. Zorn wallte auf – sie hieß ihn als Rettungsanker willkommen. Er war unmöglich – in jeder Beziehung.

Er schaute zurück und bemerkte ihren finsternen Blick, be-

vor sie ihre Miene glätten konnte. Seine Brauen schossen in die Höhe, sein Blick begegnete ihrem, dann drehte er sich um. »Wir sind gleich da.«

Honorias stieß den Atem aus, der ihr im Halse steckengeblieben war. Und gönnte sich ein wütendes Stirnrunzeln. Wer zum Teufel mochte er sein?

Ganz gewiß ein Gentleman – Pferd, Kleidung und Benehmen sprachen für sich. Darüber hinaus – wer wußte das schon? Sie überprüfte ihre Eindrücke, fand aber keinen Hinweis auf unterschwelliges Unbehagen; sie war vollkommen sicher, daß ihr von diesem Mann keine Gefahr drohte. Sechs Jahre Arbeit als Gouvernante hatten ihren Instinkt gut geschult – sie hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Sobald sie Unterschlupf gefunden hatten, würden sie sich einander vorstellen. Als wohlerzogene Dame konnte sie unmöglich nach seinem Namen fragen. Es war seine Pflicht, sich mit ihr bekannt zu machen.

Weiter vorn lichteten sich die Bäume, nach weiteren zehn Schritten hatten sie eine große Lichtung erreicht. Vor ihnen, direkt am Waldrand, stand ein Holzhäuschen mit einem gut erhaltenen Strohdach. Honorias bemerkte die Einmündungen zweier Reitwege, eine rechts, eine links. Mit großen Schritten strebte ihr Retter der Tür des Häuschens zu.

»An der Seite befindet sich eine Art Stall. Bindet Sulieman dort an.« Flüchtig sah er in ihre Richtung. »An etwas, das nicht so leicht abbrechen kann.«

Ihr böser Blick prallte an seinem Rücken ab. Getrieben von dem immer lauter werdenden Heulen des Windes, machte sie sich schnell auf den Weg. Blätter tanzten wie Derwische und griffen nach ihren Röcken; das schwarze Ungeheuer trottete dicht hinter ihr. Der Stall war kaum mehr als ein an die Hauswand gelehnter, grober Unterstand.

Honorias hielt nach einem zum Festbinden geeigneten Pfos-



Stephanie Laurens

In den Armen des Eroberers

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-35838-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2003

Ein historischer Liebesroman voll knisternder Erotik, herrlichem Witz und atemberaubender Spannung!

Stephanie Laurens gehört zu den meistgelesenen und populärsten Liebesroman-Autorinnen der Welt!

"Dieser Roman ist Erotik pur!" Romantic Times

Ausgerechnet der berühmte Frauenheld Devil Cynster muss auftauchen, um die wunderschöne Gouvernante Honoria Wetherby aus einem schweren Unwetter zu retten: Er führt sie in die behagliche Wärme eines einsamen Häuschens - und kompromittiert Honoria damit schwer. Doch seltsamerweise ist der hinreißende Devil sofort bereit, diesen Skandal durch eine Heirat aus der Welt zu schaffen. Und plötzlich weiß Honoria gar nicht mehr, wo ihr der Kopf steht

...